

Der Besuch der älteren Dame

Madeleine Albrights Nahost-Reise bestätigt die alte Regel: Einigen müssen sich die Gegner selbst

Von Josef Joffe

Daß sie durch Terror und Tod, durch Arafat und Netanjahu eine Schneise für den Frieden schlagen könne, hat Madeleine Albright gewiß selbst nicht geglaubt. Deshalb hatte sie auch wochenlang gezögert, bevor sie in den Nahen Osten gefahren ist. Womöglich hätte sie zu Hause, im stillen, sogar mehr erreicht. Denn der Besuch der älteren Dame, wie jeder US-Vorstoß in Nahost, lädt erst einmal alle dazu ein, propagandistische Sonderschichten einzulegen – sich selbst als reine Unschuld, den anderen als Teufel darzustellen. Schon Tage zuvor hatten sich die offiziellen und offiziellen arabischen Zeitungen auf den israelischen Premier eingeschossen: Er, und nur er, habe schuld am Niedergang des Friedensprozesses; er sei auch verantwortlich für den palästinensischen Terror.

Ägyptens Mubarak drohte leise mit einem neuen Krieg (auch wenn er ihn selbst keineswegs wolle), die Saudis gelobten in vorauseilender Wut, den nächsten Nahost-Wirtschaftsgipfel in Katar zu boykottieren, und alle zusammen winkten die Araber mit einer ganz frischen Karte: der Wiederannäh-

rung an Iran, das sich jetzt doch so gemäßigt zeige. „Eine amerikanische Schreckensvision“, müssen sie sich dabei gedacht haben, welche die Besucherin schon weichklopfen würde.

Eine erfahrene Nahost-Frau mag Madeleine Albright nicht sein, aber noch weniger bekannt ist sie als eine, die sich einschüchtern läßt. Und so hat sie den einen wie den anderen gesagt, wie sich Washington den weiteren Weg vorstellt. Den Arabern: „Terror bedroht jeden Friedenserfolg.“ An Netanjahu gewandt: Frieden heißt „Geben und Nehmen“, Respekt vor den „Bedürfnissen beider Seiten“. Verklausuliert fügte sie hinzu: Es liege an Israel, eine „Atmosphäre zu schaffen, die dem Prozeß eine Erfolgschance einräumt“. Mithin: keine neuen Siedlungen, kein Weichkochen der Autonomiebehörde durch Vorenthalt von Steuergeldern.

Netanjahus Antwort auf die Frage, ob er Albright mit ein paar netten Gesten entgegenkommen würde, wie etwa weiteren Truppenabzügen vom Westufer: „Wir können darüber reden, aber solche Fragen sind weitgehend irrelevant, wenn wir den Terrorismus

nicht stoppen.“ Hernach traf Albright auf Arafat, und auch von dem war nichts Erquickliches zu hören. Zwar sagte er erneut: „Genug mit der Gewalt, es ist Zeit für den Frieden.“ Aber das Gespräch mit Albright hat trotzdem nicht viel bewirkt. Jedenfalls berichtete die Außenministerin: „Wir sind uns noch nicht einig, wie wir den Friedensprozeß wieder in seine Bahn lenken können.“

Welchen Sinn haben dann solche Besuche, wenn die Protagonisten doch nur aus dem alten Skript deklamieren? Einen auf jeden Fall: Die USA zeigen, daß sie sich nicht auf diese oder jene Seite ziehen lassen; so bleiben sie unentbehrlicher Vermittler. Ansonsten zeigt auch dieser Vorstoß, daß die Hauptlast bei denen bleibt, die den Frieden am meisten brauchen: den Israelis und Palästinensern. „Camp David“, das unter US-Ägide stattfand, ist keine Ausnahme, sondern Regelbestätigung: Erst als sich Ägypten und Israel in groben Zügen untereinander geeinigt hatten, konnte Jimmy Carter den Friedens-Impresario spielen.